



**Vikante und heitere Blätter.**

Erscheinen wöchentlich einmal.  
Bestellungen  
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch  
in 17 Hefen à 90 Pf.  
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:  
auf 1/4 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr  
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



— Dorfgeschichten im Style jener von „Sidonie“ möchte ich schreiben können!  
— Und ich — ich möchte sie lieber erleben.

# In rasender Eile.

Von **Catulle Mendès.**

## I.

Time is love.

Mein Fräulein!

— Mein Herr!

— Wie wär's, wenn wir uns heirathen wollten?

— Ich dachte eben daran.

Sie verloren keinen Augenblick. Nachdem die beiderseitigen Familien rasch eingewilligt hatten, wurden sie mit ungewöhnlicher Eile aufgeboten; kaum hatten die jungen Mädchen und Frauen, die man eingeladen hatte, die Ausstattung zu bewundern, genügend Zeit, den Werth der Geschmeide und Spitzen abzuschätzen; und zehn Minuten nach der kirchlichen Trauung, bei der man sich auf das Unerläßlichste beschränkt hatte, reisten sie mit dem Expresszug ab nach dem Zauberlande, wo die Zitronen blühen und die Oliven im Sonnenbrande reifen. Allein, sie hatten nicht die Geduld, so weit zu reisen; schon auf der ersten Station stiegen sie aus, suchten in aller Eile und fanden auch eine Herberge, und ohne der Magd Zeit zu lassen, daß sie Feuer im Kamin anzünde oder ihnen das Bett mit der Pfanne wärme, fielen sie einander in die Arme, umschlangen sich, wurden Liebende, wurden Rasende, gaben sich mehr Küsse, als an einem Sommertage Bienen und Schmetterlinge auf tausend Rosen niedersteigen. Ach, wie viele rasche Liebesungen! Die alte Uhr dieser Gaststube — eine ehrbare, ernste, maßvolle Uhr, die sich nicht beeilt — war erstaunt, daß man in so kurzer Zeit so Vieles vollbringen kann.

Und am folgenden Morgen, als die junge Frau in süßer Ermattung noch schlummerte, sprach der Gatte:

— Meine Theuerste?

— Mein Geliebter?

— Wie wär's, wenn wir uns scheiden ließen?

— Ich dachte eben daran.

## II.

Kaiserliche Geduld.

Der Kaiser von Trapezunt, ein Monarch von sehr ruhiger Gemüthsart, der lange überlegte, ehe er handelte, der niemals einen Befehl erteilte, ohne denselben vorher wohl erwogen zu haben, der Kaiser von Trapezunt also ging einst mit seinen sechs Kämmerern über Land spazieren und sah bei dieser Gelegenheit auf dem Wege einen sehr häßlichen Bauer, dessen Anblick ihm höchst widerwärtig war.

Sich selbst beherrschend, wie es seine Gewohnheit war, rief er mit einer edlen Handbewegung aus:

— Man hole mir meine vierzehn Henker! Sie sollen alle ihre Beile, alle ihre Blöcke, alle ihre Folterwerkzeuge mitbringen! Denn es ist wahrhaftig unerträglich, daß ein so scheußlicher Mensch es wage, sich meinen Blicken zu zeigen. Um ihn dafür zu züchtigen, daß er meine Augen beleidigte, soll er unter den grausamsten Martern hingerichtet werden.

Da die Kämmerer die Langmuth ihres Gebieters kannten

und sehr wohl wußten, wie wenig gefährlich es sei, seine Befehle nicht allsogleich zu vollziehen, eilten sie von dannen, um die Henker zu holen.

Während er auf die Rückkehr seiner Diener wartete, war der Kaiser so ruhig, daß er zum Zeitvertreib an der Rinde einer jungen Birke nagte, um sich dabei schier die Zähne auszubrechen.

Doch während er solche offenkundige Beweise seiner Geduld lieferte, war der Bauer ruhig seines Weges gegangen und man traf jetzt auf der Straße, eine junge Schafhirtin, so frisch und lieblich, daß man glauben mochte, sie sei ein Haideröslein, das eine gütige Fee in ein junges Mädchen verwandelt hatte.

Der Kaiser war so bedächtig in seinen Entschlüssen, daß er fast drei Minuten verstreichen ließ, ehe er sich entschloß, diese vorüberziehende Hirtin zu heirathen. Und als die Kämmerer, von den Henkern gefolgt, zurückkehrten, rief er in ruhigem Grimme aus:

— Es ist doch wahrhaftig seltsam, daß ihr stets so unbesonnen handelt, ohne über die Dinge nachzudenken! Was sollen mir diese Nachrichten mit ihren Beilen, Blöcken und Folterwerkzeugen? Holet mir die vier Oberpriester, die in meinem Palaste wohnen; sie mögen mit ihrem vollen Pompe kommen und meinen Bund mit dieser Hirtin einsegnen, die Kaiserin von Trapezunt werden soll.

Die Kämmerer raunten davon um die Oberpriester zu holen.

Was hätte an Stelle des Kaisers ein Mann gethan, der unfähig ist, seine Leidenschaften zu meistern? Er hätte die kleine Hirtin, die einem Haideröslein glich, das in ein Mädchen verwandelt worden, umschlungen und an einen stillen, einsamen Ort geführt. Und was that der Kaiser? Während die Henker, um ihre Zeit zu nutzen, ihre Beile an einem großen Steine wetzten, begnügte er sich, das Mädchen in dem hohen, duftigen Grase zu betten, das den Weg einsäumte. Kaum hatte er ihr zum vierten Male seine heiße Liebe bewiesen, als die Kämmerer und Oberpriester erschienen; und er war dermaßen gereizt, als er sah, wie sie in voller Hast herbeieilten, — denn nichts war ihm so sehr zuwider, als die Ueberstürzung und Unordnung — daß er den Befehl erteilte, diese übereifrigen Diener vom Leben zum Tode zu befördern; doch schärfte er den Henkern ein, methodisch, mit weisem Bedacht zu verfahren, wobei er ihnen zu verstehen gab, daß er unerbittlich über sie Gericht halten wolle, wenn sie weniger als zehn Minuten brauchen würden, um den Kämmerern und Oberpriestern die Köpfe vor die Füße zu legen . . . .





## OUJOUX.

Die Schönheit ist wie die Tugend: es ist schwer zu bestimmen, wo sie anfängt und wo sie aufhört.

\*

Wenn eine Frau alle Kleider abgelegt hat, bleibt ihr noch die Schamhaftigkeit, um sich darin einzuhüllen.

\*

Eine Frau widerspricht sich zehnmal in fünf Minuten und ist doch sehr ärgerlich, wenn man ihr sagt, sie sei unbeständig.

\*

Jener Theil der Liebe, von welchem ein weibliches Herz überquillt, findet gewöhnlich in einer Wiege Platz.

\*

Zwei Dinge soll man niemals suchen: Geld in einer leeren Tasche und Tugend im Ballet.

\*

Wenn Deine Geliebte Dir einen Kuß verweigert, dann kannst Du es für bestimmt annehmen, daß diesen Kuß — ein Anderer bekommen wird.

\*

Die Frauen sind wie die Festungen: ihre Stärke zeigt sich erst, wenn sie gestürmt werden.

## D' Hantigi.\*)

Eine Dorfgeschichte von **Sidonie**.

Die Thomer=Soferl, eines reichen Bauern verwaiste Tochter, hatte diesen Spitznamen. Er paßte und paßte auch nicht auf sie — wie man es eben nahm. Wer ihre herben Reden hörte, wer da wußte, wie kräftig sie zu schimpfen verstand, der gab ihr gerne den häßlichen Namen. Die Worte der Soferl trafen immer den Nagel auf den Kopf; und sie schlug wüthig zu und achtete nicht darauf, ob sie dabei Einem weh that oder nicht.

Man hätte es ihr gar nicht angesehen, daß sie so „hantig“ sein könnte. Große, kräftige Menschen sind das gewöhnlich nicht und auch die Soferl war es im Grunde nicht. Es gab Stunden, in denen ihre kalten Augen gar sehnsüchtig und warm schauen konnten und ihr schönes Gesicht gar nicht streng war. In solchen Stunden trug sie auch ihre große, volle Gestalt nicht so hochmüthig stolz und warf den Kopf nicht in den Nacken, wie sie es gewohnt war.

In der Soferl stachen zwei Menschen; der eine war rauh und streng, der andere liebebedürftig und weichherzig; der letztere aber regierte nur selten und darum hieß die Soferl „die Hantigi.“

Die Soferl konnte keinen Bettler von ihrem Hofe gehen sehen, ohne ihm Gutes zu thun; aber sie konnte den Menschen, die um sie her lebten, das Leben zur Hölle machen durch die überscharfe Kritik über ihre Leistungen.

So wechselnd im Gemütthe war das schöne, große, dunkelhaarige Mädchen, das seit einem Jahre auf dem Thomer=Hof regierte. Keiner in ihrem Hause wagte auch nur ein Wort des Widerspruches, wenn sie auch zuweilen widersinnige Befehle gab. Keiner wollte sich ihrem Zorn aussetzen und ihrem Hohn.

So war es wenigstens lange gewesen, — seit einem Monate war es nicht mehr so. Die Erntezeit hatte die Soferl

\*) Die Bittere.

genöthigt, einen neuen Knecht zu dingen, der später für einen erkrankten auf dem Hofe blieb.

Bertls Aufführung war im Allgemeinen eine musterhafte; sein Fleiß und seine Kraft waren von ungewöhnlicher Ausdauer.

Soferl verstand seinen Werth als Arbeiter wohl abzuschätzen; als Mensch war er ihr — sie redete sich dies wenigstens ein — entschieden zuwider.

Sein spöttisches Lächeln, sein Widerspruch reizten sie und es war ihr bald nach seinem Eintritte klar geworden, daß er sie nicht mit jener Unterwürfigkeit behandelte, welche ihre anderen Dienstleute ihr bezeugten. Dennoch kam sie nicht dazu, ihm zu kündigen; was sie eigentlich daran hinderte, das wußte sie selber nicht.

Eben ärgert sie sich wieder über ihn. Sie stehen allein mit einander auf einer großen Wiese.

Bertl stützt sich auf einen Rechen und hält, sie betrachtend, in der Arbeit inne. Soferl ist hochroth vor Zorn, indem sie schreit:

„Heut noch, sag i dir, muuß das Heu im Stadl sein! Glaubst, i wir mirs verregnen lass'n?“

Bertl lächelt; sie merkt dies und fährt noch erregter fort: „Was lachst denn? ös Rixhaber könnst freili net wiss'n, wir am (Einem) is, wann mir die schöni Gottesgab verderb'n sicht.“ „So lang mir zwoa g'sundi Arm hat und oan g'sund'n Sinn, is mir koan Rixhaber, merk' dir das, Jungf'r-Bäuerin!“ sagt der Bertl ernst und spöttisch zugleich.

Er hat den „gesunden Sinn“ ganz besonders betont und sie dabei roth werden sehen; — dann setzte er hinzu: „Kann schon g'scheg'n, was d' willst; wird a harti Arbeit sein — aber, weils d' gar so freundli g'redt hast, will i über d' Zeit 'naus schaff'n. Nur sag' i dir, daß das Heu dir no viel Gift und Gall und Schad'n mach'n wird.“

„So —“ höhnt sie „willst's leicht verher'n?“ „Na, i bin koan Hex“ entgegnet er mit Nachdruck; „aber naß is no, — des Heu — und kunnt leicht brennat wer'n.“

„All's oans — 's g'schicht, wir i g'sagt hab.“

Rasch macht sie Kehrt und geht dem Hause zu. Der Bertl dreht darauf fleißig das Heu um, auf daß es so trocken als möglich werde, und findet, als er nach dem Abendessen wieder hinausgeht, um die versprochene Ueberarbeit zu leisten — einen Krug Bier im Felde stehen. Spät Abends ist das Heu im Stadl, der zum Glücke mitten in der großen Wiese steht.

Und am drittfolgenden Tage brennt richtig der Stadl lichterloh. Das noch allzufeuchte Heu hat sich von selbst entzündet.

Es ist kein allzugroßer Schaden; aber geärgert hat sich die Soferl genug darüber — und zwar weniger über den Schaden, als über den Spott, der ihr aus Bertls blauen Augen entgegenblitzte. Der Brand war Abends ausgebrochen und man war ein wenig unruhig schlafen gegangen, denn der Wind hatte die brennenden Heubüschel auch nach dem Hofe getragen, der mit Schindeln gedeckt war. Vielleicht glimmte irgendwo ein verborgener Funke.

Die Nacht war stockfinster.

Die Dielen am Gange knarnten unter Menschentritten: irgend Jemand ging durch das Haus; plötzlich blieb er stehen: von unten her kamen ebenfalls Schritte. Der da heraufkam, mußte den Andern gehört haben.

„Bist du's, Lori? Hast g'laabt, i kumm nimmer?“

Bertl war es, der so fragte und dabei rasch aufwärts kam. Er mußte oftmals des Nachts den Weg zur Magd genommen haben, denn er fand ihn ganz sicher und rasch. Jetzt stieß er an die ihm Entgegenkommende.

„Ei, da bist!“ sagte er leise und umschlang sie. „Woast, hab a bisl nachg'schaut, ob nirgends koan Schad'n net g'schicht, desweg'n hab i mi verhalt'n.“

Das Weib in seinen Armen suchte sich ihm zu entziehen. Er aber hielt sie nur um so fester.



— Liebes Männchen, ich habe Dir ein süßes Geheimniß mitzutheilen.  
 — Schon wieder ein süßes Geheimniß! Das ist bitter . . .



— Ein hübscher Mann Dein Verlobter. Schade, daß er keine Haare und keine Bähne hat . . .  
 — Ach, die lassen sich durch falsche ersetzen; aber alles Andere . . .

„Laß mi aus!“ sagte sie endlich leise und er ließ sie aus — er hatte Soserls Stimme erkannt.

Wie vom Blitz getroffen stand Bertl still, während Jene in ihr Zimmer eilte. Bertl ging diesmal nicht zur Lori. Es wäre ihm gewesen, als sollte er Brot nach Kuchen essen.

Kurze Zeit hernach war die Lori nicht mehr auf dem Hofe. „Warum hast's denn fortg'schickt?“ fragte eines Tages Bertl seine Bäuerin. Er schaute sie dabei mit verhaltenem Lachen an.

„Du woast's eh — i brauch koan Dirn — die — die —“

Sie wußte nicht weiter und so vollendete er: „Die mehr hat, als i. — Jungfer-Bäuerin — gelt, das hast sag'n woll'n?“

Bei dem Titel, den er ihr gerne gab, schaute er sie so eigenthümlich an, daß es ihr heiß über den Rücken lief. Ihre fünfundzwanzig Jahre begannen laut zu reden; doch schnell fiel ihr wieder ein, daß ihr Knecht es war, der so zu ihr sprach und mit einer Miene und einem Tone, der ihn erbleichen machte, sagte sie:

„Hast's noth, von solche Sach'n z'red'n; miast erst a Mann herob'n sein, daß mir auf solche Gedant'n kummat.“ Das saß. Bertl redete kein Wort mehr; die Hantigi hatte ihn zu sehr verletzt.

Die Kirmeß kam heran und Soserl schickte sich an, hinunter zu fahren zum nahen Markt um dort allerlei Einkäufe zu machen.

Bertl führte sie. Es war kein anderer Knecht da, der kutschieren konnte.

Soserl hatte einen prächtigen Fuchs gekauft, dem freilich Bertl einiges Mißtrauen entgegenbrachte.

„Fürchtst di leicht, so kutschier i selber, kannst di auf mein' Platz sez'n!“ höhnte sie.

„Kann schon sein, daß i mi fürcht“ entgegnete er bitter; „bin halt no koan Mann.“

Sie biß sich in die Lippen, längst hatte sie ihre Worte

berent; fühlte sie ja doch ganz deutlich, daß er ein Mann sei — ihr Herzklopfen sagte es ihr und der liebe Schauer, der sie erfaßte, als er ihr auf den Wagen half.

Jetzt saß er neben ihr und sie schaute verstohlen in sein hübsches, strenges Gesicht, das sich nicht ein einziges Mal ihr zuwendete.

Die Bergstraße, welche sie hinabfuhren, war ziemlich schlecht und der Fuchs ziemlich feurig und wild. Immer straffer hielt Bertl die Zügel und immer fester hielt Soserl sich an das Wagengeländer.

Plötzlich fuhr der Wagen in die Höhe und das Mädchen wurde emporgeschleudert.

Bertl aber erfaßte sie und riß sie an sich. Seine Brust preßte sich an die ihrige; aber er drückte sie nur an sich, weil er mit der Rechten kräftig an den Zügeln zog und sein linker Arm unwillkürlich dieselbe Bewegung machte.

Seine Lippen näherten sich den ihrigen nicht und sein Auge suchte nicht sie; es war auf das Pferd und den Weg gerichtet.

Die Beiden sprachen kein Wort, bis sie in den Markt kamen. Soserl besorgte ihre Einkäufe und aß allein, nachdem Bertl ihre kühle Einladung — abgelehnt hatte.

Sie war tief verstimmt. Als sie aus dem Wirthshause trat, um den Wagen zur Heimfahrt zu besteigen, sah sie, wie Bertl einen fremden Mann ohrseigte. „Was thuast?“ fragte sie zornig. Bertl gab ihr keine Antwort, zu dem Manne aber, den er gezüchtigt, sagte er:

„I bin der Bertl vom Thomer-Hof; kannst mi allweil find'n.“

„Wir i a Antwort kriagn?“ fuhr sie nochmals ihren Knecht an. Der aber drehte sich dem Pferde zu. Die Wirthin übernahm es, der Soserl zu antworten.

„G'spott hat der Pippl über di, und hat di bei dein Spiznam'n g'hasen und da hat der Bertl zuag'haut.“

Die Soserl stieg schweigend in den Wagen. Bertl fühlte

wohl, daß sie ihm die Hand, die er ihr zur Hilfe reichte, innig drückte, doch erwiderte er den Druck nicht.

Und wieder fuhren sie schweigend heimwärts. Da zog rasch ein Unwetter herauf. Der Fuchs geberdete sich bei jedem Blitze wie toll. Bertl bändigte ihn mit Riesenkraft, sprach aber kein Wort.

Soserl saß bleich auf dem Wagen. Das gefährlichste Stück des Weges hatten sie noch vor sich.

Eine Hütte stand am Wege. „Bitt dich, fahr' dort hin,“ sagte Soserl.

Er that es. Es war ein winziges Häuschen, das einem Holzhauer gehören mochte.

Es war leer. Die Soserl ging in das offene Stübchen — es war der einzige Raum in der Hütte.

Nebenan gab es einen leeren, kleinen Schuppen; dort brachte Bertl Pferd und Wagen unter.

Da er lange ausblieb, trat sie hinaus. Er lehnte neben dem Thiere. „Kumm 'nei; i fürcht' mi!“

So bat sie; aber es war nicht ganz richtig, sie hatte nur eine unbändige Sehnsucht nach ihm.

Er ging mit ihr in das Stübchen. Da legte sie das Tuch wieder ab, das sie zum Hinausgehen umgenommen und nun sah er, daß sie ihre durchnähte Jacke ausgezogen hatte.

Mit ihren weißen, nackten Armen stand sie vor ihm, und ihr Nacken war nur von einem Hemd bedeckt.

Der Bertl hatte sie schon oft so im Rock, Nieder und Hemd gesehen; aber das war daheim, neben Anderen und er hatte sich wenig dabei gedacht. In dieser Einsamkeit wurde ihm heiß bei diesem Anblick.

„Nimms Tüchl um“ — sagte er fast rauh — und sie wurde roth bis auf die schöne Wölbung hinunter, deren Beginn der Hemdsaum noch frei ließ.

Sie that, wie er ihr geheißten und setzte sich dann auf die Ofenbank — und plötzlich saß er neben ihr und lehnte sich zitternd an sie — schon hob er die Arme — schon sah sie seine Augen heißer werden — da hatte er sich ermannt und ging, sich rasch erhebend, eilig zur Thüre hinaus.

Zitternd und unaussprechlich glücklich ließ er die Soserl drin zurück. Er liebte sie und — er achtete sie.

Das Gewitter hatte sich verzogen. Wortlos fuhren Herrin und Knecht mit einander durch den Wald. Als sie vor dem Thomer-Hofe hielten, schaute Soserl den Bertl mit einem Blick, wie er ihn noch nie gesehen, an — und fragte:

„Sag, Bertl, warum bist net bei mir 'blieb'n?“ — „Weißt dann kwan Jungfer-Bäu'rin mehr warst.“ — „Und?“ — sagte die Soserl erröthend.

„Selt — du wärst recht unglückli, wanns d' in d' Schand kumma? Bist ja net — wir a anderi Dirn, auf die Kwaner net schaut.“

„Freili wohl!“ sagte sie nachdenklich; „wann unser oam so was gschiacht — müas ma glei heirath'n.“

„Na sigst — und do kriagt mir net leicht an Mann — kwan urndlicher wenigst'ns is net — der a fremd's Kind mit in' Kauf nimmt.“

„Wahr is!“ sagte Soserl und ging ins Haus.

Wochen gingen hin. Im Hause herrschte der tiefste Friede. Soserl war wie ausgewechselt; sie blieb sanft und mild und schimpfte und schrie nicht mehr. Die „Hantigi“ war verschwunden, denn die Liebe hatte ihr Herz verklärt.

Bertl war schweigsam und hielt sich ihr fern. Dies schmerzte sie und that ihr wohl zugleich. Sie sah ja, daß er, der Knecht, nicht um sie werben wollte, damit es nicht scheine, als ob er nach ihrem Gelde strebte.

An einem Sonnabend bat er, daß sie ihm den nächsten Tag frei geben möge und war recht verstimmt, weil sie ihm die Bitte abschlug. Am Sonntage ärgerte er sich noch mehr, weil sie den anderen Dienstleuten erlaubte, nach dem Dorfe hinunter zu gehen. Niemand als er die alte Urjel blieb da-

heim. Wie groß war sein Erstaunen, als er seinen Namen nennen hörte. Die Soserl rief ihn ganz leise, damit das alte Weiblein nicht erwache, das auf der Thürstufe schlief.

„Was willst?“ fragte er, unsicher, ob er ihr folgen solle oder nicht.

„Kumm nur — und frag net lang, i müas dir was zeig'n.“ Er trat in ihr Zimmer.

Sie war über einige Papiere gebeugt, in denen sie zu lesen schien. Ganz geschäftlich redend, ersuchte sie ihn, ihr die Schriften zu erklären.

Er setzte sich und studierte in den Schriften und Zahlenreihen. Doch er konnte damit nicht fertig werden; die schwarzen Reihen tanzten vor seinen Augen auf und nieder; denn er fühlte Soserls Athem an seiner Wange, und als er sich einmal heftiger bewegte, streifte sein Arm ihre Brust.

„I kann dir net helf'n!“ sagte er und wollte aufstehen.

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und drückte ihn an sich: „du kannst mir schon helf'n! Bertl — du bist der oanzige Mann — der's kann.“

Eine Stunde später saßen der Bertl und die Soserl in der Laube ganz rückwärts im Garten. Sie küßten und halsen einander immer und immer wieder und da die Soserl einmal Athem holt, sagt sie:

„Weißt also jetzt, warum s d' hast z'hausbleib'n müas'n? Daß i an Mann kriag; denn jetzt müast mi heirath'n!“

„Moanst, daß d' schon d'ran denk'n müast?“ lacht er und nascht wieder von den süßen Lippen der „Hantigi“.

## Traum und Erwachen.

In Deinen Armen, an Deiner Brust  
Ruh' ich und schlummerte ein;  
Ein Traum von seliger Himmelslust  
Wiegte mich freundlich ein:

Ich träumte von Deiner Süßigkeit,  
Des Auges Sonnenstrahl,  
Von Deines Leibes Seligkeit,  
Von Küßen ohne Zahl;  
Von Engelswonne und Himmelslust,  
Und daß Du liebtest mich,  
Und daß ich von Dir scheiden muß',  
Da weinte ich bitterlich.

Und als ich so voll Lust und Leid, —  
Erwachte ich plötzlich: . . . ach,  
In Deinen Armen, an Deiner Brust  
Ruhte ich selig-wach.

Hugo Wolff.

## Graf Füzeßys Badeabenteuer.

Graf Viktor Füzeßy hatte die Saison mit vollen Zügen genossen und als dieselbe ihr Ende erreichte, merkte er, daß er des Guten zu viel gethan hatte. Er fühlte eine eigenthümliche Schwere in den Gliedern, ein Säusen und Brausen im Kopfe, auch kam es zuweilen vor, daß er Nachts aus dem Schlafe plötzlich emporschreckte. Der Arzt, den er consultirte, befragte ihn über seine Lebensweise und sprach endlich:

— Herr Graf, Sie müssen in ein Seebad, aber nicht etwa nach Ostende, Trouville oder in ein ähnliches großes Bad; Sie müssen vielmehr in ein kleines weitab vom Getriebe der vornehmen Welt liegendes Seebad; denn ich muß Sie aufmerksam machen, daß Ihre Nerven nicht unbedenklich irritirt sind, und wenn Sie sich drei Monate hindurch nicht der strengsten Enthaltensamkeit befleißigen, dann, Herr Graf, kann es schlimm werden. . . Gehen Sie nach Roggeln, es ist dies

ein kleines Fischerdorf an der Ostsee mit prächtigem Wellenschlage und wunderbar balsamischer Luft. Badegäste gibt es dort nur wenige, und selbst diese werden Ihnen nicht gefährlich werden, denn Schönheiten wachsen in jenem Landstriche nicht und Fremde suchen das Bad fast niemals auf.

— Und dahin wollen Sie mich schicken? Ich müßte ja dort vor Langeweile sterben!

— Man stirbt nicht so leicht, lieber Graf. Uebrigens weiß ich doch, daß Sie sich für längere Zeit des Umganges mit Frauen zu entschließen wissen. Ihre Wette mit Baron Bizey fand auch den Weg zu meinen Ohren. Ha ha! Also abgemacht, Sie gehen für zwei Monate nach Roggeln.

Was sollte Füzessy thun? er packte seine Koffer und fuhr nach dem weltvergesenen Bädchen.

\*

Seit acht Tagen ist Graf Füzessy in Roggeln und hatte die Langeweile, diese böseste aller Krankheiten, zur Genüge kennen gelernt; aber die zwingende Nothwendigkeit lehrte ihn, sich zu fügen. Er badete fleißig, fuhr täglich auf die hohe See, machte jeden Nachmittag einen Ausflug ins nahe Tannengebüsch und fühlte, daß er zu gesunden beginne.

Das einzige Badehôtel, welches das soit disant Seebad aufzuweisen hatte, war ein zweistöckiger Bau mit beiläufig dreißig Zimmern. Im Erdgeschoße lagen der Speisesaal, das Lesezimmer und die Wohnräume für den Hôtelier und das Bedienungspersonal; im ersten Stockwerke die größeren Gastzimmer und in der zweiten Etage die kleineren Gemächer.

Füzessy hatte sich eines der uniform möblirten Zimmer im ersten Stockwerke gemiethet und befand sich darin, trotzdem es nur wenig elegant eingerichtet war, recht wohl. Das Diner sowohl, als auch das Souper wurde im Erdgeschoße gemeinschaftlich mit den Anderen eingenommen und Füzessy hatte sich gleich am ersten Tage, nachdem er die zweiundvierzigköpfige Badegesellschaft gezählt und betrachtet hatte, gesagt, daß der Doktor nur zu wahr gesprochen, als er bemerkte, daß ihm die Damen der Gesellschaft nicht gefährlich werden dürften. In der That gab es auch nicht ein einziges hübsches Frauenantlitz unter den Gästen. Um so besser, dachte er, ich werde meine Kur ruhig und ohne Aufsetzungen vollenden können; hat mir doch der Doktor absolute Enthaltensamkeit anbefohlen, und ich will, ja ich muß seinem Befehle gehorchen.

Doch der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach und das Verhängniß ereilt uns schnell.

Wenige Tage darauf langte ein Ehepaar an, welches das Zimmer neben Füzessy bezog. Am Abend, als Füzessy an der Table d'hôte saß, betrat das Ehepaar den Speisesaal und die Frau nahm an der Seite ihres Mannes, Füzessy gegenüber Platz. Alle Augen waren auf das Paar gerichtet. Der Mann war ein kleiner dicker Herr von beiläufig fünfzig Jahren, mit kahlem Scheitel, röthlichem, aufgedunsenem Gesichte und kleinen, glänzenden Augen. Die Frau dagegen konnte kaum mehr als achtundzwanzig Jahre zählen. Ihr Wuchs war von herrlichem Ebenmaße; ihre dicken braunen Flechten überschatteten eine glatte, weiße Stirne, die großen, schwarzen Augen konnten einen Glanz ausstrahlen, welche Dem gefährlich werden mußten, der zu tief in diese blickte; ein schneeiger Hals, eine berückende Büste und kleine, weiße Hände vervollständigten dies Meisterwerk der Natur. Füzessy betrachtete verwirrt und bewundernd diese herrliche Frau; Speise und Trank vor ihm blieben unberührt, er starrte nur in das berückende Frauenantlitz. Sie hatte die bewundernden Blicke des jungen, hübschen Mannes bemerkt und eine glühende Röthe trat auf ihre Wangen. Der Gemahl, der ihr Erröthen wahrnahm, warf seinem jungen Gegenüber einen Blick zu, welcher nichts Gutes verhieß und ihn zwang, etwas vorsichtiger zu sein. Doch seither war der Gemahl von einer Zugknöpftheit, die unsern Freund rasend gemacht haben würde, wäre ihm nicht die Hoffnung geblieben, denn doch noch der schönen Frau näher zu

kommen; alle bisherigen Versuche ein Gespräch anzuknüpfen, waren von dem Gemahl in nicht zu verkennender Weise abgewiesen worden, und Füzessys Bemühungen auf eine Annäherung waren ohne Erfolg, denn der alte Herr ließ sein junges Weibchen auch nicht eine Sekunde allein.

So waren vierzehn Tage vergangen, und Graf Füzessy mußte sich mit einigen verstohlenen Blicken der himmlischen Frau begnügen. Traf ihn ein solcher Blick aus ihrem glühenden Auge, so zog sich sein Herz krampfhaft zusammen und er bebte vor Verlangen, ihr seine Gefühle ins Ohr zu flüstern und ihren rosigten Mund zu küssen; aber ein Blick auf den Alten brachte ihn zur Erkenntniß der Unmöglichkeit. Vergebens bemühte er sich das Weibchen durch heimliche Blicke und Gebärden firre zu machen; nur ein schelmisches Lächeln und ein Wink auf ihren Gemahl war der Erfolg; der Gemahl aber hatte neulich, als er mit seiner Frau am Strande spazierte, dem armen Füzessy, der an das Ehepaar herantrat und es ansprechen wollte, in der klarsten Weise erklärt, daß er keine Bekanntschaften mache. Und so marterte sich der arme Graf, konnte aber kein Mittel finden, um seiner Angebeteten nahe zu kommen.

\*

Eines Abends nach dem Souper, als der größte Theil der Badegäste den Speisesaal verlassen hatte, und Graf Füzessy abermals eine glühende Ladung aus den feurigen Augen des schönen Weibchens empfangen hatte, bestellte der dicke Gemahl wider seine Gewohnheit eine zweite Flasche Wein.

— Malchen, sagte er zu seiner Frau, weißt Du, daß heute die vierte Jahreswende unserer Hochzeit ist?

— Jawohl, Karl, antwortete sie, ich weiß es, aber deshalb sollst Du doch nicht mehr trinken, Du verträgst nicht viel.

— Ach, warum nicht gar, dieser Tag muß gefeiert werden, Dir zu Ehren!

Er füllte fleißig sein Glas und wurde bald sehr aufgeregtem.

Das Weibchen hatte inzwischen den stehenden Blicken Füzessys so glühend geantwortet, daß dem Aermsten alles Blut zu Kopfe stieg. Er sprang auf und verließ den Saal, um in der frischen Luft seinen aufgeregten Sinnen Linderung zu schaffen. Unterdeß hatte der Gatte eine dritte Flasche bestellt, die er, trotz des Widerspruches seiner Frau leerte. Aber bald that der Wein seine Wirkung und der alte Mann verlangte nur mehr lallend, daß ihn seine Frau heimführe. Glücklicherweise war der Saal inzwischen leer geworden und draußen war es finster.

Nur schwer gelang es der armen Frau, den berauschten Gemahl die Treppe hinauf zu bringen, und da auf dem Gange die Lampen bereits verlöscht waren, tappte sie im Dunkel nach ihrem Zimmer. Vor ihrer Zimmerthüre angelangt mußte sie, um den Schlüssel aus der Tasche zu nehmen, den Arm ihres Mannes loslassen, doch dieser drohte umzufinken und sie haschte rasch nach ihm, worauf sie auf gut Glück an die Klinke drückte. Sie hatte sicherlich die Thüre zu sperren vergessen, denn auf ihren Druck ging die Thüre auf. Sie brachte den trunkenen Gemahl aufs Bett, zündete eine Kerze an und begann ihn zu entkleiden. Dies kostete viel Mühe, denn er war eingeschlafen. Als es endlich geschehen war, begann sie ihrerseits, Toilette für die Nacht zu machen. Dann setzte sie sich unbekleidet auf den Divan um sich abzukühlen und dachte wehmüthig an ihr trauriges Geschick, das sie diesem alten, häßlichen, ungeliebten Mann in die Arme geworfen.

Ach, und dieser hübsche junge Mann, um wie viel begehrenswerther ist er! Und wie er sie zu lieben scheint!

Da glaubte sie Tritte auf dem Gange zu hören, und sich plötzlich erinnernd, daß sie in der Verwirrung die Thüre zu schließen vergessen hatte, sprang sie auf, um das Versäumte nachzuholen, aber schon geht die Thüre auf und o Entsetzen,

der junge Mann, an den sie soeben gedacht, tritt ein. Die arme Frau bleibt vor Entsetzen sprachlos stehen, während Fitzjessy sich an dem herrlichen Anblick der reizenden Formen des schönsten Weibes weidete. Endlich brachte sie mühsam hervor, indem sie mit den Händen ihre Blößen vergebens zu bedecken suchte:

— Herr, wie können Sie sich erfreuen, nächtllicherweile in ein fremdes Zimmer zu dringen?

— Sie irren, süße Frau!

— Verlassen Sie dies Zimmer sofort, oder ich wecke meinen Mann! (Hier ließ sich ein gewaltiges Schnarchen vom Bette her vernehmen.)

— Aber, meine Gnädige, antwortete Fitzjessy, indem er näher trat, hier waltet ein Irrthum ob, denn das ist ja mein Zimmer!

— Unmöglich!

— Doch, doch! Hier sehen Sie meine Koffer, dort sind meine anderen Fahrnisse . . . Aber nun erinnere ich mich: ich habe heute Abends die Thüre nicht verschlossen, weil ich meinen Schlüssel verbogen hatte.

Die arme Frau war wie vernichtet und mit zu Boden gesenktem Blicke ließ sie es geschehen, daß Fitzjessy ihren schwelenden Leib umfing. Doch plötzlich stieß sie ihn von sich, indem sie flüsterte:

— Um Gotteswillen! mein Mann schläft hier, entfernen Sie sich!

— Keinen Schritt gehe ich! Ihr Gemahl ist trunken, er wird nichts hören. Beglücken Sie mich, mein Engel!

Er erfaßte sie wieder, drückte glühende Küsse auf ihren Leib, worauf sie wie ohnmächtig auf den Divan zurück sank.

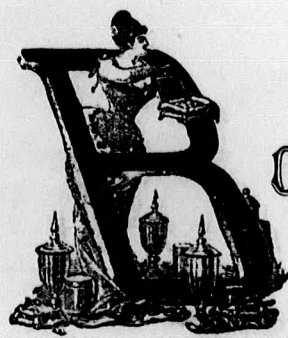
\*

Einige Stunden später raffte Graf Fitzjessy seine Kleider zusammen und nachdem er von der jungen Frau den Schlüssel zum Nachbarzimmer erhalten hatte, öffnete er dieses und legte sich darin zur Ruhe.

Am andern Morgen trat der dicke Gemahl am Strande auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach:

— Mein Herr, ich danke Ihnen für den Dienst, den Sie mir heute Nacht erwiesen haben. Ich hielt Sie für einen schlimmen Gefellen, doch sehe ich jetzt ein, daß ich mich irrte. Wir wollen Freunde sein!

Und Fitzjessy nützte diese Freundschaft gebührend aus . . .



## ONBONNIÈRE.

Naiv.

Mama fragt ihre Tochter, die seit acht Tagen verheirathet ist:

— Nun, Luisechen, wie bist Du mit Deinem Manne zufrieden?

— Ich weiß nicht, Mama; ich hatte noch keine Gelegenheit, Vergleiche anzustellen.

\*

Unter Freundinnen.

— Was ist Dein Mann?

— Mein Mann ist Bankbeamter. Und der Deinige?

— Mein legitimer Nachbar — beim Schlafen.

\*

Schlagfertig.

— Theuerste Arabella! Es wäre doch endlich an der Zeit, daß Sie „Ja“ sagen.

— Gerne, lieber Graf; aber Sie haben das „Ja“ noch niemals am richtigen Orte verlangt.

— Welchen Ort meinen Sie, Arabella?

— Den Altar.

\*

Ein Genügsamer.

Herr Klüßlich ließ sich neulich beim Bader rasiren. Dabei hantirte der Patron so ungeschickt, daß er Herrn Klüßlich sehr empfindlich die Haut rigte.

— Halten Sie ein im Kampfe! tief der Mißhandelte; ich schlage mich immer nur auf's erste Blut.

## Der nackte Mann. (18)

Roman von **Catulle Mendès.**

Deutsch von **Armin Schwarz.**

VII. Kapitel.

Was vom Baume fällt.

Als der Schatten die Ebenen mit Dunkel überzog, die Bäume und Berge erklopp, langten diejenigen, die sich auf die Suche nach dem nackten Mann gemacht hatten, bei einem Kreuzwege an, von welchem vier Wege ausliefen. Sie waren matt an Beinen und entmuthigt im Herzen, denn sie waren seit dem Morgen fortgegangen, ohne sich Ruhe zu gönnen, und ohne auf ein Anzeichen zu stoßen, das ihre schwache Hoffnung gestärkt haben würde. Nur Francolin, der in seiner Jugend auf Bergen und in Schluchten ganz andere Märsche gemacht hatte, war frisch und munter; Pistolet hingegen keuchte bei jedem Schritt. Er wußte nicht, welcher Höcker schwerer sei, der rückwärtige, oder der vordere, denn er fand beide gar lästig. Mariotte fühlte sich in allen Gliedern zerschlagen, als ob der Schänkwirth von Saint-Rémy sie vier Stunden lang mit der Heugabel bearbeitet hätte. Was endlich das Fräulein Hugbette des Perleries betrifft, so glich sie in ihrer Pagenkleidung einem entwurzelten Rosenstrauch, den der Wind vor sich her segt.

An der Straßenkreuzung blieben sie stehen, denn sie wußten nicht, welchem Wege sie nun folgen sollten; aber hätten sie auch den richtigen Weg gewußt, sie hätten doch nicht weiter können, denn sie waren mit ihren Kräften zu Ende.

— Ach, sagte Hugbette, ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten, ich muß mich niedersetzen, denn ich bin sterbensmüde.

— Uf, stöhnte Pistolet, indem er auf den guten Francolin hinfiel, der sich gefällig auf den Boden hingestreckt hatte und jetzt sein weiches Fell seinem Gebieter zum Lager anbot, wo dieser alsbald einschliefe.

Mariotte, die an weiche Federbetten nicht gewöhnt war, machte sich's in einem mit Gras gefüllten Graben bequem, doch zog sie vorher aus ihrem Nieder einen weißen Gegenstand, welcher aussah, wie ein zusammengefaltetes Linnen und diesen küßte sie wiederholt, bevor sie die Augen zum Schlafe schloß. Welcher Art war dieser weiße Gegenstand und welches Vergnügen konnte Mariotte daran finden, ihn so inbrünstig zu küßen?

Das Fräulein von Perleries aber, die unter einer hohen Pappel saß, dachte nicht an den Schlaf, sondern an den Ritter. Auch war sie gar nicht frei von Furcht; für eine Dame, die niemals ohne Begleitung ausging und die niemals schlafen ging, ohne vorher unter das Bett zu schauen, war es etwas Furchtbares, sich so allein in dieser weiten, dunkeln Landschaft zu befinden. Das düstere, schwarze Gebäude, das sie unfern

von ihr zur Linken bemerkte, war auch nicht danach angethan, sie zu beruhigen, mit seinen Thürmen und Mauern, in welchen kein Fenster leuchtete. Plötzlich fuhr Hughette bebend zusammen; sie hatte bei einem schwachen Mondstrahl größere Formen gesehen, Formen von Menschen und nicht von Thieren; diese Formen waren einen Augenblick aus dem nächsten Dickicht hervorgetreten und schnell wieder dahin zurückgeeil. Sie wollte ihre Gefährten wecken, aber die Stimme versagte ihr; dann fühlte sie sich wieder etwas ruhiger, denn sie sah nichts mehr. Sie sagte sich, daß sie Baumstrünke für Menschen gehalten habe und dachte nunmehr an den schönen Ritter, den sie suchte. Ach, was mag aus ihm geworden sein? Wird sie ihn finden, bevor ihm ein Leid zugefügt wird? In einer unwillkürlichen Regung, als wollte sie gegen eine unbekannte Gefahr ihn schützen, streckte sie die Hände aus . . . . .

Sie vermochte kaum einen Schreckensschrei zu unterdrücken, denn sie fühlte auf ihrer Hand einen breiten Tropfen, der aus der Höhe darauf gefallen war; sie blickte auf ihre Hand und sah einen dunkeln Fleck auf derselben. Ein zweiter Tropfen fiel ihr auf die Haare neben dem Ohr und floß da hinab, ein dritter, lau und schwer, fiel auf ihre Lippen und nun fiel Tropfen um Tropfen, wie ein seltsamer Regen.

— Heilige Mutter Gottes, das ist Blut! rief Hughette entsetzt aus; Mariotte, Pistolet und Francolin erwachten ebenfalls und eilten herbei. Die Dirne und der Narr fragten: Was ist geschehen? Warum schreit Ihr schöner Junker? Und auch der Bär brummte etwas, als ob auch er sich dieser Frage anschließen wollte.

Hughette entfernte sich jetzt rücklings, mit dem Ausdruck einer wahnsinnigen Furcht, von dem Baum und zeigte mit der Hand nach den Zweigen desselben, wo in dem nächtlichen Dunkel ein Körper sich bewegte. Es war ein Gehefter, den der Wind hin- und herwiegte. Neben ihm hockte ein Rabe auf einem Aste.

— Der nackte Mann! schrie Mariotte; ach, wer hat den Ärmsten so gemartert?

Als Hughette dies hörte, sank sie mit einem Seufzer zu Boden.

Pistolet riß die Augen auf und starrte zu dem Baume empor, dann schrie er:

— Bei dem Klumpfuß des Bösen! das ist Pierre der Wahrsprecher!

— Ach, glaubst du, daß er schon todt sei? fragte Mariotte.

— Möglich, daß er den Geist schon aufgegeben, denn er bewegt sich kaum mehr. Möglich auch, daß er noch lebt, denn er ist nicht am Halse aufgehängt, sondern an den Achselhöhlen, unter welchen ein starker Strick ihm hindurchgezogen wurde.

— Gibt es wirklich solche Bösewichter, die einem schönen Junker so arg mitspielen können? Ach, Pistolet, schau doch diese rothen Tropfen!

— Der durch das Gewicht des Körpers straffgespannte Strick hat ihm die Haut aufgerissen. Dies ist ein gutes Zeichen, denn die Todten bluten nicht. Vielleicht gelingt es uns noch, ihn zu retten.

— Rette ihn, mein theurer Pistolet!

Pistolet zog ein Messer aus dem Gürtel und nahm es zwischen die Zähne. Dann eilte er mit ausgebreiteten Armen auf den Baum zu. Mariotte begriff, daß er hinaufklettern wolle, um den Strang durchzuschneiden; allein, wenn es sich für einen Narren, der andere Leute belustigen will, geziemt, einen Höcker auf dem Magen zu haben, so kann ein solcher Auswuchs unter Umständen sehr lästig werden. Auch diesmal bereute Pistolet, daß die Natur ihn so geschaffen, wie den

Dichter Aesopos, denn der Buckel hinderte ihn, den Baumstamm zu umfassen.

— Reiche mir das Messer, sagte Mariotte; was du nicht thun kannst, werde ich mit Gottes Beistand vollführen. Als ich noch ein Kind war, bin ich gar viel auf Bäumen umhergeklettert, um Nester auszunehmen.

Obgleich sie selbst vorne mit einem gar lieblichen Höcker behaftet war, zögerte sie nicht, den Baum zu umfassen; anfangs ging es leidlich; aber bald glitt sie wieder herab und da sie einsah, daß sie niemals den Baum erklettern würde, an welchem der Mann hing, begann sie bitterlich zu weinen.

— Wir brauchten eine Leiter nur hinaufzusteigen, sagte Pistolet, oder eine Hacke, um den Baum zu fällen.

— Ach, und wir haben weder Leiter noch Hacke.

— Schau dort jenes große schwarze Gebäude mit den viereckigen Thürmen, das scheint die Abtei von St.-Gorgon zu sein, wo brave Mönche hausen. Sie werden uns nicht die Mittel versagen, einen armen Sünder zu retten, der im Begriffe ist, zu sterben, ohne sich mit seinem Schöpfer versöhnt zu haben.

— Ja, laßt uns dahineilen, sprach Mariotte.

Schon wollten sie sich auf den Weg nach dem Kloster machen, als eine schwache, kaum vernehmbare Stimme vom Baume herab sich hören ließ:

— Ihr guten Leute, wenn ihr mir helfen wollt, hütet Euch, die Mönche von St.-Gorgon um Hilfe anzugeben, denn sie sind es eben, die mich, weil ich nicht gelogen habe, dazu verurtheilten, auf diesem Baum gehängt zu werden, bis der Tod erfolgt.

Die Stimme erlosch wieder, wie diejenige eines Menschen, der in eine Ohnmacht zurücksinkt.

Während Mariotte wieder in Thränen ausbrach, stampfte Pistolet zornig mit dem Fuße und rief:

— Was, sollen wir diesem Junker der seinem Eid so treu geblieben, elendlich umkommen lassen?

(Fortsetzung folgt.)



— Nein, Herr Baron Silberstein, ich bade niemals öffentlich.

— Was soll Ihnen dann das schöne Badekostüm?

— Nun, zum Ablegen.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: Budapest, Hatvanergasse 2.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann, Budapest Parisch-Bazar.